Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 16 (1912-1913)

Heft: 1

Artikel: Ludwig und Annemarie : eine Erzählung aus dem Ries [Fortsetzung folgt]

Autor: Meyr, Melchior

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661208

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Herbst-Glaube.

Schon ins Land der Pyramiden
Floh'n die Störche übers Meer;
Schwalbenflug ist längst geschieden,
Auch die Lerche singt nicht mehr.

Seufzend in geheimer Klage
Streift der Wind das letzte Grün,
Und die süßen Sommertage,
Ach, sie sind dahin, dahin!

Nebel hat den Wald verschlungen,
Der dein stilles Glück geseh'n;
Ganz in Duft und Dämmerungen
Will die schöne Welt vergeh'n.

Nur noch einmal bricht die Sonne
Unaufhaltsam durch den Duft,
Und ein Strahl der alten Wonne
Rieselt über Tal und Kluft.

Und es leuchten Wald und Heide,
Daß man sicher glauben mag,
Hinter all dem Winterleide
Lieg' ein ferner Frühlingstag.

Theodor Storm.

Ludwig und Annemarie.

Eine Erzählung aus dem Ries von Melchior Meyr.

Der Geistliche eines Dorfes in der Nähe von Nördlingen wandelte an einem schönen Sommermorgen in seinem Garten, der hinter dem wohlgebauten, zweistöckigen Pfarrhause lag. Er hatte schon eine Zeit lang gearbeitet und wollte nun einen Gang in freier Luft machen und nach den Fortschritten der Gewächse sehen. Er war ein Sechziger, bei mittlerer Größe von stattlichem Ansehen und offenbar im Besitz einer stetigen Gesundheit. Aus den regelmäßigen Gesichtszügen sprach Erfahrung, Verstand und eine heitere Freiheit des Geistes. Er hatte auf der Universität neben den theologischen allgemein bildende Studien getrieben, als Hofmeister in vornehmen Zirkeln und auf Reisen die Welt kennen gelernt und die Laufbahn eines Geistlichen von unten auf gemacht, bis er die einträgliche Stelle erhielt, wo er nun seit zehn Jahren ein ruhig glückliches Leben

führte. Der Glaube an die Grundlehren der evangelischen Kirche war bei ihm ein Trieb und eine Forderung des Herzens, aber sein Christentum war liebevoller, freundlicher Art. Die Natur mit Feuer und Schwert austreiben zu wollen, aus einer Mücke einen Elefanten zu machen und die Gemüter durch übertriebene Forderungen zu verwirren, war nicht seinem Charakter gemäß. Er rügte streng, wo es ihm klare Einsicht gebot, aber lieber schilderte er das höhere Leben in einer Weise, daß es durch seine eigene Schönheit die empfänglichen Herzen gewann. Er war mild, weil er zu unterscheiden wußte und das Gute in der Natur und in dem Gehaben des Volks erkannte. Als Seelsorger und im sonstigen Verkehr mit den Gliedern seiner Gemeinde freute er sich, jene brave Klugheit anzuwenden, welche die Menschen mit leichten Mitteln zu lenken versteht. Er war dem Scherz nicht abhold, und aus dem anmutigen Ausdruck seines Mundes konnte man schließen, daß er freundschaftliches Gespräch selber damit zu würzen verstand.

Die Sonne schien heiß vom wolkenlosen Himmel. Dies hielt den Pfarrer nicht ab, den Schatten der Kastanienbäume am Hause zu verlassen und, geschützt durch sein schwarzes Käppchen, unter dem rechts und links ein silbergrauer Haarbüschel hervordrang, erst die Blumenbeete, dann auf dem grasigen Platz die reifenden Kirschen zu betrachten. Aus einem Gesicht, dessen bräunliches Roth sich von dem anderer Landbewohner durch einen feinern, geistigern Ton unterschied, sah eine innere Freudigkeit, die mit der Schönheit des Sommertags ganz in Harmonie war.

Als er sich eben anschickte, unter die Kastanienbäume zurückzukehren, wurde die Tür, die vom Pfarrhause in den Garten führte, rasch aufgemacht, und ein schlanker, blonder, junger Mensch von etwa sechszehn Jahren ging eilig auf ihn zu. Es war sein Enkel, der Sohn seiner Tochter, die ihren Theodor dem Großvater zur Vorbildung für die letzte Klasse des Gymnasiums zugeschickt hatte. Das sonst gleichmäßig blasse, durch die Sonne nur wenig gebräunte Gesicht war jetzt erhitzt und gerötet, und man sah aus allem, daß er etwas für ihn sehr Bedeutendes zu berichten hatte.

„Großvater", rief er dem alten Herrn zu, „es ist gut, daß ich dich treffe! Drunten im Dorf — nein, es ist zu arg!" Er hielt inne, um zu verschnaufen.

Der Alte kannte seinen Mann. Er wußte, daß der junge Kopf seine eigenen Ansichten vom Leben hatte, und daß manches, was damit in Widerspruch trat, ihn oft in unverhältnismäßige Aufregung versetzen konnte. Er war daher nicht erschreckt, sondern fragte ruhig: „Nun, was ist denn schon wieder?" — „Drunten im Dorf", erwiderte Theodor, „beim Angerbauer gibt's Händel, Händel zwischen Vater und Sohn. Ich hab's selber gesehen." Der Alte wurde ernsthaft, und eine Bewegung seines Kopfes ver-

riet, daß ihm die Nachricht nicht ganz unerwartet kam. Er sagte: „Erzähle mir, was du gesehen hast, aber in der Ordnung."

„Ich wollte ins Dorf hinunter, um hinter den Hecken mein Pensum zu lernen. Da sah ich vor dem Hause des Angerbauers einen Haufen Leute stehen, und wie ich hingehe, hör' ich wütendes Geschrei aus der Stube. Der Alte schmähte den Sohn und schrie wie rasend. Gott, welche Schimpfworte und Flüche! Wie ist es möglich, daß die Menschen so roh sein können!" — „Es ist manches möglich, was du noch nicht begreifst, mein Kind", sagte der Pfarrer. — „Und dieser Angerbauer", fuhr der junge Moralist fort, „der immer so gescheit sprach und sich ein so würdiges Ansehen zu geben wußte, von dem hätt' ich's am wenigsten geglaubt." — „Der Angerbauer", bemerkte der Alte mit nachdrücklicherm Ton, „ist ein ehrenwerter Mann und der Sohn desgleichen. Das wirst du noch einsehen. Aber nun erzähle weiter. Was hat der Bauer seinem Sohn vorgeworfen? Oder hast du das im Eifer vielleicht überhört?" — „Nein, das kann ich dir genau sagen. Ludwig will die Annemarie beim Bäcker heiraten, und der Angerbauer will's nicht zugeben." — „Ich dacht' es mir", sagte der Geistliche. „Wie ging der Streit aus? Denn du hast doch wohl das Ende abgewartet?" — „Wie der Alte gerast, der Sohn trotzig geantwortet und die Bäuerin umsonst sich Mühe gegeben hatte, sie zu begütigen, hörte man ein Knacken, wie von einem zerbrochenen Stuhl, und der Vater schrie: „Fort! Geh aus meinem Haus und komm mir nie mehr unter die Augen!" Worauf Ludwig sagte: „Hab' keine Sorg', du wirst mich nie wieder sehen", und aus der Stube ging. Dann wurd's stille und ich lief fort, um dir's zu erzählen."

Der Geistliche schüttelte den Kopf, schien aber von diesem Ausgang doch weniger beunruhigt zu sein, als sein Enkel erwartete. Er sah eine Zeit lang vor sich hin und nickte dann, als ob er einen Entschluß gefaßt hätte. Der junge Mensch sah ihn an und fragte: „Wirst du hingehen und Frieden stiften?" Der Geistliche erwiderte mit leisem Lächeln über diesen Eifer: „Der Streit ist ja aus, wie du mir sagst." — „Wenn aber Ludwig auf und davon geht?" — „Daran werd' ich ihn nicht verhindern können." — „Aber, lieber Großvater" — „Wirst du einen alten Pfarrer lehren, was er zu tun hat, Junge? Komm jetzt zur Großmutter." Er nahm ihn wohlwollend bei der Hand und führte ihn ins Haus zurück.

Der Angerbauer war nach ländlichen Begriffen ein reicher Mann. Er hatte seiner Tochter, die im Dorfe verheiratet war, sechstausend Gulden mitgegeben, und mehr als das Doppelte hatte er noch am Zins. Sein Sohn Ludwig sollte ebenso viel und das jüngste Kind Andres nach der bäuerlichen Erbfolgeordnung den Hof erhalten. Die Familie lebte wohl

und glücklich zusammen. Der Vater, ein hochgebauter, stattlicher Mann mit schwarzen Augen und Haaren und gelblichbraunem Gesicht, hielt gute Zucht im Hause, ohne jedoch seinen Kindern den herkömmlichen Lebensgenuß zu verkümmern. Er war ein kluger Ökonom, und sein Stolz war, die bestbestellten Äcker im Dorfe zu haben. Seine Wohlhabenheit und sein Ansehen in der ganzen Umgegend gaben ihm ein bedeutendes Selbstgefühl, das sich auch in seiner würdigen Haltung ausdrückte. Er sprach wenig, aber bestimmt, und wie gesetzt er in der Regel war, so sah man doch, daß er, einmal in Leidenschaft gebracht, gewaltig losbrechen konnte. — Die Mutter war in ihrer Jugend sehr hübsch gewesen, und noch immer machte die schlanke Gestalt einen angenehmen Eindruck. Sie hielt mehr auf zierliche Reinlichkeit im Hause, als es sonst in Bauernfamilien der Fall zu sein pflegt; in ihren Stuben und Kammern mußte alles wie geleckt sein und überdies alles am rechten Platze stehen. Sonst zeichnete sie sich in der Kunst aus, Backwerk zu verfertigen und namentlich „Küchle" zu liefern, die von den jeweiligen Gästen mit entzückten Lobpreisungen verspeist wurden. Fröhlicher und gutmütiger als der Vater, hatte sie doch auch ihre Portion Stolz und hielt sehr auf das, was sich ihrer Meinung nach für eine reiche Familie geziemte. — Ludwig schlug der Mutter nach, während der neun Jahre jüngere Andres ein gemildertes Abbild des Vaters zu werden verhieß.

Die Hauptperson unserer Erzählung war einer der schönsten und angesehensten Bauernsöhne im ganzen Ries. Tänzer und Sänger, wie es nur einen gab, dazu ein lustiger Bursche voll guter Einfälle, hatte er schon in verschiedenen Dörfern Herzen erobert, wenn er bei Verwandten auf Besuch war oder als Gast eine Hochzeit mitmachte. Es war einer von den Menschen, denen alles wohl ansteht, die Arbeit wie das Vergnügen. Wenn er Sonntags in dunkelgrüner samtener Juppe (Jacke) mit silbernen Knöpfen, schwarzen, knapp anliegenden Hosen vom schönsten Hirschleder und hohen, über die Knie gezogenen Stiefeln, die Kappe von Fischotter mit grünseidener Troddel aufs rechte Ohr gesetzt und den silberbeschlagenen Ulmer Pfeifenkopf im Munde nach der Stadt, d. h. nach Nördlingen, wanderte, so hätte er einem ruhigen Beobachter wohl gefallen; den Mädchen aber, die ihm begegneten und die er freundlich grüßte, war sein Anblick ein wahres Labsal, und sie konnten sich selten enthalten, sich umzuwenden und ihm nachzusehen. Dann sagte wohl eine in heiterer Anerkennung: „Des Angerbauers Ludwig ist eben doch der Schönste", und die andern stimmten ihr bei, vergnügt oder errötend, je nachdem.

Auf welches Mädchen durfte ein so Begünstigter nicht Anspruch machen? Welche Schönheit wäre fähig gewesen, ihn auszuschlagen? Indessen, jede Lebensstellung hat ihre Pflichten, und Ludwig durfte nicht unter den

Schönheiten des Rieses überhaupt, sondern nur unter denen wählen, die ebenso viel mitbekamen als er. Dieser Pflicht kommen die jungen Burschen meist instinktgemäß nach. Der Bauer, am überlieferten Brauche haltend, verliebt sich in der Regel nur standes- oder wenigstens vermögensgemäß. Zu dem Ganzen, das ihn an einem Mädchen bezaubern soll, gehört auch die reiche Ausstattung, die Ehre, die begüterte Verwandtschaft. Das Mädchen muß aus einer Familie sein, die ebenso ästimiert ist wie die seinige, sonst entbehrt ihre Schönheit des rechten Nimbus oder erweckt höchstens eine gönnerhafte Empfindung in ihm. Für unsern Burschen war die Wahl einer Lebensgefährtin noch besonders eingeschränkt. Da das Stammgut an Andres überging, so mußte er sich einen passenden Hof kaufen, was seine Schwierigkeit hat. Das Beste war daher, eine einzige Tochter, eine Hoferbin, zu heiraten und in eine schon bereitete Stätte als Herr einzuziehen.

Es war keine geringe Vermehrung der Zufriedenheit, welche der Angerbauer und sein Weib ohnehin empfanden, daß sie für ihren Ludwig solch einen „Anstand" wußten. In der Tat war dessen künftige schon gefunden in der einzigen Tochter eines entfernten Verwandten, der im nächsten Dorfe einen der stattlichsten Höfe besaß. Die Eltern hatten darüber gesprochen; die Angerbäuerin hatte zur gehörigen Zeit merken lassen, daß die junge Base Eva eine rechte Frau für ihren Ludwig wäre, und im Vorbeigehen die Summe namhaft gemacht, die sie ihrem Sohne mitgeben könnten; worauf man sich verständigte. Ludwig hatte nichts gegen den Plan. Für einen Geschmack, der auf dem Lande viele Vertreter zählt, war Eva eine Art von Schönheit, nämlich eine große, tüchtige Person mit nicht allzu kleiner, etwas gebogener Nase und runden roten Backen, so eine, die der feinere Mann einen „Dragoner", die solide Anschauung der Mehrzahl aber „a rechts Mädle" zu nennen pflegt. Ludwig fand in dem Aussehen seines Bäschens keinen Grund, sich in sie zu verlieben, aber auch keinen, sich der Heirat zu widersetzen. Ihr Hof leuchtete ihm ein und warf ein verschönerndes und verfeinerndes Licht auf die Erbin. Er spielte bei Gelegenheit mit Anstand die Rolle eines Verehrers, und die Heirat wäre ohne weiteres vor sich gegangen, wenn der Vater Eva's sich hätte entschließen können, seinen Hof so früh zu übergeben. Allein die erste Person im Hause zu sein, gefiel ihm noch zu sehr, und er wollte wenigstens warten, bis seine Tochter in die Zwanziger getreten wäre. Warum sollte er sich beeilen? Von allen Seiten war man ja einverstanden, und ob früher oder später, sein reicher junger Vetter wurde sein Schwiegersohn.

Aber als Eva neunzehn, Ludwig dreiundzwanzig Jahr alt war, ereignete sich etwas, das die Fäden, die von den zwei Familien gesponnen waren, zerriß und den Stoff zu unserer Geschichte lieferte.

Dies war der plötzliche Tod eines braven Zimmermanns im nächsten württembergischen Orte. Die einzige Tochter desselben, ein ungewöhnlich schönes Mädchen, wurde dadurch eine Waise. Da sie erst siebzehn Jahre zählte und auf ihr Erbe nicht heiraten wollte, so machte ihr Vormund, der Bäcker unseres Dorfes, das Haus und die paar Morgen Ackerland zu Geld, legte dieses gut an und nahm das Mädchen zu sich.

Die Ankunft Annemaries brachte die Jugend des Dorfes in großen Alarm. Wenn der Bauer in Bezug auf die Wahl einer Ehehälfte praktisch denkt, so ist er doch keineswegs unempfindlich für Schönheit; ein sehr schönes Mädchen wird auf dem Lande ausgezeichnet wie ein reiches, nur auf andere Weise. Das Dorf, das eine solche Blume hegt, tut sich was darauf zugute, und es sagt wohl einer mit einem gewissen Triumphgefühl zu einem Freunde aus dem nächsten Dorfe: „So eine habt ihr doch nicht!" Die jungen Leute, bei denen es irgend angeht, sind eifrig, sich bei ihr „wohl dran zu machen"; denn einen schönen Schatz zu haben, ist, abgesehen von der Freude, auch eine Ehre, und es ist höchst angenehm, ihn von andern loben zu hören und sich darum beneidet zu sehen. Annemarie fand außer einer guten Anzahl von Bewunderern und Neiderinnen rasch auch mehrere entschiedene Anbeter; aber sie hatte eine eigene ruhige Art, die Andringlinge zurückzuhalten oder ablaufen zu lassen. Bald hieß es unter den Mißvergnügten: das sei eine Kuriose, die sich sehr viel auf ihre Schönheit einzubilden scheine, und doch sei's gar so arg auch nicht damit.

Wie soll ich aber von dieser Schönheit einen Begriff geben? — Ihr Äußeres ist kurz beschrieben. Sie hatte etwas mehr als mittlere Größe und eine natürlich schöne Gestalt. Nichts war dürftig an ihr, alles reich, doch würde auch der strenge Kenner nichts hinweggewünscht haben. Die Farbe ihres Gesichts war nußbräunlich, mit mildem, aber entschiedenem Rot; Haare und Augen dunkelbraun. — Allein die wahre Schönheit liegt in der Seele. Der eigentümliche Reiz, den Annemarie ausübte, kam von der Güte, die aus ihrem Gesichte sprach. Wenn eine Empfindung der Freude oder des Dankes ihr Herz erfüllte, dann ging ein Glanz über ihre Züge und das schöne innere Leben gab ihr eine Anmut, daß auch der Stumpfe fühlen mußte, hier sei mehr als ein gewöhnlich hübsches Mädchen.

Als Annemarie zu ihrem Vetter übersiedelte, war Ludwig abwesend; er hatte Getreide nach Augsburg gefahren, wo dermalen der Preis höher stand als auf der berühmten Schranne zu Nördlingen. Nach seiner Rückkehr machte ihn das Lob, welches dem Mädchen von seinen Kameraden gesungen wurde, neugierig und er beschloß sogleich, sie zu sehen, was auf dem Dorfe bekanntlich keine Schwierigkeiten hat. Mit der Leichtigkeit, wie sie etwa ein junger Baron zeigt, wenn er sich herabläßt, der hübschen Tochter eines Bürgers den Hof zu machen, begrüßte er Annemarie, sprach seine

Freude aus, daß ein so schönes Mädchen ins Dorf gekommen sei, und sagte ihr mehrere Schmeicheleien in der direkten Art, die für ein feineres Gefühl nichts Angenehmes hat. Annemarie wurde ernsthaft und gab ihm kurze Antworten. Da Ludwig gutmütig war, so ahnte er, worin er gefehlt hatte. Er griff es das nächste mal besser an, zeigte mehr Achtung vor dem Mädchen und sprach sein Wohlgefallen nicht in Worten, sondern in bescheiden zärtlichen Blicken aus. Dies wirkte. Die Wohlgestalt des jungen Bauers trat nun in ihr Recht ein; dem jungen Mädchen ging bei seiner Huldigung das Herz auf und die Freude blickte aus ihrem Gesicht.

Ludwig mußte sich sagen, daß ihm eine solche Schönheit noch nicht vorgekommen sei. Er wiederholte seine Besuche. Bald fing er an Unruhe zu spüren, redete hier und da „aus dem Weg naus" und ließ seine Geschicklichkeit in der Ansprache sehr vermissen, was ihm aber bei Annemarie gar nicht schadete. Die jungen Leute waren glücklich, sich zu sehen und zu fühlen, daß eins bei dem andern etwas gelte.

Die Gelegenheit zur Erklärung gab eine Hochzeit, die nach Dorfsitte mit Essen und Trinken, Spiel und Tanz im Wirtshause gefeiert wurde. Nach überliefertem Brauche gehört der Tanzboden von Mittag bis Abend den Hochzeitsgästen. Hat aber nach der Abendmahlzeit und nach Abgabe der Hochzeitsgeschenke der Schullehrer eine Dankrede in Versen gehalten und mit seinen Zöglingen ein geistliches Lied gesungen, dann kündigt ein weltliches Lied, das ein kecker Bursche sich anzustimmen erlaubt, die Herrschaft der jungen Leute des Dorfes an. Die Hochzeitsgäste, zumal die aus andern Dörfern, verlieren sich nach und nach, das Brautpaar wird von einem Teil der Musikanten nach Hause begleitet; der zweite Teil der Lustbarkeit, der „Ansing", hat begonnen und die Jugend des Dorfs nimmt den verlassenen Raum ein.

Ludwig hatte der Hochzeit als Gast beigewohnt, aber wenig getanzt und überhaupt ein nachdenkliches Wesen gezeigt. Als er einmal allein dasaß, kam ein munteres Mädchen auf ihn zu und sagte: „Warum tanz'st du nicht, Ludwig?" Er wußte nichts Gescheiteres zu erwidern, als, daß es ihm nicht recht gut sei. Das Mädchen sah ihn an und sagte: „Die rechte Tänzerin ist nicht da. Aber hab' nur Geduld, sie wird heute Abend noch kommen." Ludwigs Gesicht erheiterte sich; er wußte allerdings, daß er sie erwarten durfte. — Nach dem Abendessen ging er nach Hause, vertauschte den Hochzeitsrock mit der Samtjacke, kehrte ins Wirtshaus zurück und setzte sich zu einem Burschen, der Regine, die Tochter des Bäckers, zum Schatz hatte und mit dem er daher in der letzten Zeit vertrauter geworden war. Bald erhielten die beiden einen Wink; sie gingen hinaus, und Hans führte Regine, Ludwig Annemarie unter die Tanzenden.

Es war eine Freude, den beiden zuzusehen. Sie waren ohne Vergleich

das schönste Paar und tanzten auch am schönsten. Dabei war Ludwig so vergnügt, daß er, wie man zu sagen pflegt, den Mund nicht zusammenbringen konnte, und Annemarie lächelte selig in sich hinein. Jene Muntere, die mit ihrem Liebhaber wieder zum Tanz gekommen war, trat einmal zu ihm und sagte: „Ist dir jetzt wieder gut, Ludwig?“ Und dieser hatte den Mut zu erwidern: „Ja wohl, in meinem Leben wünsch' ich mir's nicht besser!“

Auf dem Dorfe tanzt man nicht Touren, sondern Reihen, und zwar deren so viel, als man wünscht und aushalten kann. Ein Bursche singt ein Lied vor — in Altbayern „Schnaderhüpfel“, im Ries „Schelmenliedle“ genannt — und die Musikanten spielen es zum Tanz. Ist der Reihen aus, so führt der Bursche sein Mädchen gehend an der Hand, während ein neues Lied einen neuen Tanz einleitet. Während man herumging, erklärte Ludwig der Geliebten die Frage jenes Mädchens und seine Antwort; und die Glückliche, die so deutlich sah, wie viel er auf sie hielt und wie ernst es ihm war, konnte sich nicht enthalten, ihm dankbar die Hand zu drücken.

Nachdem sie sich so ziemlich müde getanzt, führten die beiden Kameraden ihre Tänzerinnen in die Stube und boten ihnen zu trinken, worauf die Mädchen, um mit Goldsmith zu reden, „den Rand des Kruges küßten“. Man setzte sich zusammen, um zu plaudern. Ludwig hatte nicht gemerkt, daß während des Tanzes sein Vater auf der Stiege gestanden, ihn mit Annemarie gesehen und sehr verfinsterten Angesichts das Wirtshaus verlassen hatte. Ein boshafter Nachbar hate ihm gesagt, sein Ludwig tanze heute so schön, und der Alte, dem es ganz recht war, daß sein Sohn auch darin sich auszeichnete, wollte sich das Vergnügen machen, ihn zu sehen. War es ihm nun schon sehr fatal, ihn mit Annemarie tanzen zu sehen, von der man ihm gesagt, daß sein Ludwig ein Aug' auf sie habe, so ärgerten ihn noch mehr die zärtlich glücklichen Mienen des Paares. Er ging sehr verstimmt nach Hause, um zunächst der Ehehälfte seinen Verdruß mitzuteilen, am nächsten Morgen aber mit dem Burschen selbst ein ernsthaftes Wort zu reden. — Von alledem ahnte Ludwig nichts, seine Freude blieb daher ungestört. Nach einer Weile kam ein junger Bursche und forderte Annemarie zum Tanz auf. Ludwig sah ihn groß an und hatte gute Lust, ihm zu sagen, er solle sich fortscheren und eine andere suchen. Allein er besann sich, daß er dazu kein Recht habe, und ließ sie ziehen. Er sah dem Tanzen zu und freute sich an der sittigen Haltung Annemaries und an der Art, wie sie den etwas unbeholfenen jungen Menschen leitete. Als dieser, der sich gewaltig abgearbeitet hatte, den Schweiß von der Stirn wischte, trat Ludwig zu ihm und sagte: „Du bist müde, ich will dich ablösen.“ Ohne weiteres nahm er das lächelnde Mädchen bei der Hand und mischte sich unter die Paare.

Den ganzen Abend tanzte er nur einmal mit einer andern, nämlich mit jener Muntern, weil er sicher war, daß sie ihn mit der Geliebten aufziehen und von ihr reden würde. Er kam Annemarie beinahe gar nicht von der Seite, und sie hatte dabei ein Ansehen, als ob's nie anders gewesen wäre. Sie sahen nicht, wie man um sie her sich in die Ohren zischelte und den Kopf schüttelte; sie bemerkten nicht, wie die zwei langgewachsenen Töchter eines reichen Bauers, vor deren Augen Ludwig ebenfalls Gnade gefunden hatte und die mit Bruder und Vetter da waren, regelmäßig, so oft sie an dem glücklichen Paare vorübergingen, den häßlichen Mund verzogen, wodurch er keineswegs schöner wurde.

Endlich kam Mitternacht heran und die gesamte Jugend begab sich in die große Stube, um sich zum Schmause zu setzen. Ludwig blieb auf dem Tanzboden mit Annemarie zurück; die Talglichter waren herabgebrannt und der Raum beinahe dunkel. Er nahm die Geliebte bei der Hand und führte sie zum offenen Fenster, und beide blickten in die laue, trübe Mainacht hinaus. Nachdem sie eine kurze Zeit schweigend vor sich hingesehen, sagte Ludwig: „Was ist das für ein schöner Ansing! In meinem Leben bin ich nicht so vergnügt gewesen wie heute. Aber du", setzte er herzlich hinzu, „bist auch die schönste und liebste Tänzerin, die man finden kann." — „Mach' mich nicht rot", erwiderte sie und wurde rot vor Freude, „du tust mir zu viel Ehr' an." — „Dir kann man gar nicht zu viel Ehr' antun", rief Ludwig, um sein volles Herz durch Lobpreisung zu erleichtern, „du bist das erste Mädchen im ganzen Ries!"

Annemarie schwieg. Mit einem leisen Seufzer und als ob sie die letzten Worte nicht gehört hätte, sagte sie endlich: „Wenn ich deinesgleichen wäre!" — Sie wollte sagen: wenn ich die Tochter eines reichen Bauers wäre! — Ludwig, den Unterschied ohne weiteres zugebend, erwiderte: „Das ist mir einerlei, du bist mir die liebste, lieber als alle Bauerntöchter miteinander. In meinem Leben wünsch' ich mir keine bessere wie dich!" — Und er bekräftigte diese Beteuerung mit einem zärtlichen Händedruck.

Das war zu viel für das gute Mädchen. Sie erhob sich und sah ihn an. „Ach, Ludwig," sagte sie mit einer Stimme, die vor Freude zitterte, und mit einem Tone, als ob sie ihre Worte keineswegs für ganz richtig hielte, „ach Ludwig, ich bin dich nicht wert!" — Statt aller Antwort faßte Ludwig sie um den Hals und drückte einen herzlichen Schmatz auf die schönen Lippen, die nicht in der Stimmung waren, sich zu weigern, sondern vielmehr gleich darauf das schöne Geschenk dankbar mit Zinsen zurückgaben. Niemand war Zeuge dieses Vorgangs. Es war ganz dunkel geworden. Nur die feuchten Augen der Glücklichen leuchteten gegeneinander.

Regine trat aus der Stube, sie zu suchen; Annemarie eilte zu ihr und ging mit ihr zurück. Ludwig kam später nach, strahlend vor Vergnügen.

Er ließ in der Freude seines Herzens eine Flasche Wein kommen und auftragen, was gut und teuer war. Die beiden Langgewachsenen wurden gelb vor Neid und Ärgernis.

Nachdem in der ganzen Stube die Messer und Gabeln beiseite gelegt waren, begannen die Spielleute, „auf den Tisch hineinzumachen", nämlich Musik. An jedem Tisch pflegt der Bursche, der's versteht, ein längeres Lied vorzusingen; die Musikanten setzen einen zinnernen Teller auf den Tisch und spielen das Lied nach. Wenn dies ein paar mal geschehen, so wirft jeder Bursche mit Art ein Geldstück auf den Teller — größer oder kleiner, je nachdem es die Ehre und der Beutel leidet — und die Musikanten treten zu einem andern Tisch, um eine neue Ernte zu halten. Der Meister der jungen Leute ist hier derjenige, der mit einem neuen Liede auftreten kann. Denn auch auf dem Lande will man nicht immer dasselbe, sondern was Frisches hören und seine Kenntnisse bereichern. Gewisse alte Volkslieder, die jetzt in gebildeten Kreisen Glück machen, sind bei solchen Gelegenheiten geradezu verpönt; und als diesmal der junge Mensch, der mit Annemarie getanzt hatte, sich ein Ansehen gab und begann:

Es steht ein Wirtshaus an dem Rhein —

brach ein allgemeines Gelächter aus. „Das hast du wohl von dei'm Äh'le (Ähnlein, Großvater) gelernt!" rief ihm einer zu, und eine runde Dirne an seinem Tisch sagte mit mütterlichem Ausdruck: „Besinn dich auf ein anderes, Jakob; so ein junger Mensch darf kein so altes Lied singen!" Dem verdutzten Jungen fiel jedoch nichts ein, so sehr er auch in die Luft hinstarrte, als ob es dort abzulesen wäre. Er mußte es einem andern überlassen, die Ehre des Tisches zu retten.

Die Zeit nach dem Essen ist überhaupt die, wo verschiedene Späße losgelassen werden. Ein anderes Bürschchen, das zum ersten mal bei einer solchen Gelegenheit war, sang ein bekanntes Lied in herzbrechend falschen Tönen; ein geschickter junger Clarinettist kopierte ihn Ton für Ton, was große Heiterkeit verursachte und dem Musikanten von den „Ausgelernten" großes Lob zuzog. Der junge Bursche kam zum ersten mal über seinen Gesang zur Erkenntnis und wurde rot. Ein alter Musikus mit gemütlicher Kupfernase, der das Horn blies, sagte schmunzelnd: „Laß dich nicht irremachen, Mathes, und halt's nur immer recht mit den Musikanten, dann erleb ich's noch, daß du die andern alle herunterstichst." Das Bürschchen, das nicht dumm war, verstand den Wink; um sich wenigstens auf eine Art auszuzeichnen, nahm er aus seinem nagelneuen ledernen Beutelchen das Doppelte heraus, was er erst hatte geben wollen, nämlich zwei Sechsbätzner, und warf sie in den Teller, daß es klang. „Siehst du," sagte der geriebene alte Hornbläser, „der Ton ist schon besser!"

Zuletzt kamen die Musici an den kleinen Tisch, wo Ludwig mit Anne-

marie, Hans und Regine saß, und spielten eine kleine Einleitung. Über das Gesicht des jungen Bauers verbreitete sich ein wohlgefälliges Lächeln. Er hatte von Augsburg ein Lied mitgebracht, das wenigstens für die anwesende Gesellschaft vollkommen neu war, und wollte sich nun gehörig damit zeigen. Als die Musik zu Ende war, setzte er sich in Positur und hub an:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide u. s. w.

Allgemeinste Aufmerksamkeit! Die Musikanten, der Clarinettist voran, fanden sich bald in die einfache Weise und nach einigen Mißtönen ging's. Der Erfolg war außerordentlich. Als unter vollkommener Stille das letzte „G'setz" gesungen war, riefen einige Mädchen: „Ah, das ist aber schön!" und sahen mit einer Art von Andacht auf Ludwig. Mehrere Bursche kamen herbei und sagten, das müßten sie auch lernen. Der Sänger wurde der Mittelpunkt der Gesellschaft. Er mußte auf allgemeines Verlangen sein Lied wiederholen und erntete noch größeres Lob. Seine schöne Nachbarin errötete aufs neue bei den bedeutungsvollen Worten „Jungfernkranz" und „Freiersmann" und zeigte die liebenswürdigste Freude über den Sieg ihres Tänzers. Dieser wollte nach einem solchen Triumph im Singen keinen neuen Versuch mehr machen. Aber noch blieb etwas übrig, was seinen Effekt nicht verfehlen konnte. Er griff ruhig in die Tasche und legte, als wär' es ihm nichts, einen Kronentaler auf den Teller. Der Kamerad mußte nun ein übriges tun und legte wenigstens einen halben dazu. Die Gesichter der Musikanten leuchteten. Sie setzten mit Leidenschaft einen Marsch darauf, der wie ein Tusch klang, und der Hornist blies, daß ihm beinahe die Backen platzten. Als das Stückchen zu Ende war, strich er das Geld ein und sagte mit schelmischem Schmunzeln: „Bleibt gesund, bis ihr's wiederkriegt!"

Es war ein Uhr geworden und die meisten jungen Leute fingen wieder an zu tanzen. Auch Hans zeigte Lust dazu, aber Regine erklärte, sie und Annemarie müßten nach Hause. Die Mädchen nahmen Abschied und Annemarie dankte Ludwig gar schön für die Ehre, die er ihr angetan habe. Sehr gern hätten die Verliebten ihre Mädchen nach Hause geführt, aber die Bäckerstochter bestand darauf, daß sie hier bleiben sollten. Sie durften ihnen nur auf der Treppe noch die Hand geben und Gute Nacht sagen.

Ludwig ging in die Stube zurück, um das letzte Glas Wein auszuschlürfen. Er war aber heute zu glücklich gewesen, als daß nicht ein Dämon sich gereizt fühlen sollte, in den Honigtrank einige Tropfen Galle zu mischen; und so trat denn ein solcher in der Gestalt des Vetters der beiden Langgewachsenen zu ihm und sagte: „Du hast dich ja heute recht lustig gemacht, Ludwig. Allen Respekt vor deinem Tanzen und Singen! Dein

Vater hat dich mit der schönen Annemarie auch einmal tanzen gesehen, aber dem scheint's nicht gefallen zu haben, denn er ist gleich wieder fortgegangen." Diese boshaften Worte gaben Ludwig einen Stich ins Herz und jagten ihm das Blut ins Gesicht. „Meinetwegen!" erwiderte er trotzig; der andere, der seinen Zweck erreicht hatte, ging vergnügt auf den Tanzboden. Alles, was mit seinem Glück in Widerspruch trat, stellte sich dem armen Burschen gespenstisch vor die Seele, und eine große Unruhe befiel ihn. Allein für heute war der Strom der Freude noch zu mächtig und die Sorge wurde von ihm hinweggespült. Eine halbe Stunde später ging er nach Hause, glücklich im Nachgefühl des Erlebten.

Nach einem unruhigen Schlaf erwachte Ludwig zur gewöhnlichen Zeit. Sein Bruder, der in derselben Kammer schlief, schnarchte noch, obwohl er gestern schon bald nach Verzehrung des Bratens, den Ludwig vom abendlichen Hochzeitsmahl nach Hause gebracht hatte, zu Bette gegangen war. Als unser Freund überdachte, was gestern geschehen war, fing sein Herz an zu klopfen. Freunde und Angst erhoben sich und wechselten in seinem Herzen, bis die Angst zuletzt die Oberhand gewann. Eine Zeit lang ließ er sich ruhig von ihr quälen; dann faßte er einen Entschluß, kleidete sich an und ging mit festem Schritt, dem man aber doch das Absichtliche ansah, in die Stube hinunter. Die Morgensonne schien durch die Fensterscheiben und die friedliche Szene bildete einen eigenen Kontrast zu der Verwirrung in seinem Herzen. Er ging in „das Kanzley", das in den Bauernhäusern gewöhnliche Nebenstübchen zum besondern Gebrauch der Familie, von der Stube durch eine hölzerne, mit brauner Ölfarbe bestrichene Wand getrennt, welche mit der einen Seite des Ofens zusammenzulaufen pflegt. Der Vater saß an dem Wandtisch mit tiefernstem Gesicht, und die Mutter brachte eben den Kaffee. Ludwig bot ihnen mit etwas unsicherer Stimme Guten Morgen und setzte sich zum Frühstück. Zu gleicher Zeit kamen die „Ehehalten" (Knechte und Mägde), in die Stube, um die Morgensuppe zu verzehren. Der Oberknecht und die Magd waren auf dem Ansing gewesen; sie blinzelten sich nun zu und sahen auf das Kanzley mit jenem Vergnügen, welches die schwache menschliche Seele zu empfinden pflegt, wenn unter Höherstehenden ein skandalöser Streit zu erwarten ist. Allein der Angerbauer war nicht der Mann, sich und seine Familie preiszugeben, wenn der Zorn über seinen Verstand nicht Herr wurde. Er wartete mit der Anrede, die er Ludwig zudachte, und erst als der letzte der Ehehalten die Stube verlassen hatte, begann ein Dialog.

Der Alte sagte mit bitterm Spott: „No, du hoft de ja gestert recht aufg'führt! Machst mer a rechta'n Ehr, des muß i saga'! Aufm A'seng, wo Baura'töchter send, tanzst du da' ganza'n Obed mit'r Magd! Und net gnuag damit, setzst sie oh no' neba' de he' und regalierst sie!" — Ludwig,

der sah, daß dem Vater schon geplaudert worden war, und die Tatsache nicht leugnen konnte, hing sich an ein Wort und sagte: „No, a Magd ist sie grad net!"

Der Angerbauer fuhr auf und blickte ihn mit drohenden Augen an. „Schweig', sag i d'r! Mag sie sei', was sie will, sie ist net dei's Gleicha', und es ist a Schimpf und a Schand, daß du di so mit'r ahgeba' hoft! Wann du d's Nuibaurs Bäbe" (die Reichste im Dorfe) „so tractiert hättst, so wär's o'schickleng gwesa'! Was wird die Ev' saga' und ihr Vater? Die weara' se recht fräa', wenn se höara', wie du die aufg'führt hoft, und" (setzte er verächtlich hinzu) „mit weam!"

Der Angefahrene war von diesen Worten sichtlich getroffen. Er wußte nichts Besseres zu seiner Entschuldigung zu sagen, als: „Sie tanzt so guat!" — „Tanzt so guat!" rief der Alte mit grimmigem Lachen. „Ist des a'n Ausred? Tanzet ander Mädla' net oh guat? Muaß ma dorom a hergloffens Mädle mit Wei' tractiera? Pfui, schäm di!" — Er war aufgestanden und wendete dem Schuldigen den Rücken zu.

Sein Zorn hatte offenbar den jetzt möglichen höchsten Grad erreicht. Ludwig, entrüstet über den Ausdruck „hergloffens Mädle", und fühlend, daß jetzt überhaupt nicht mehr mit ihm zu reden sei, verstummte und sah finster vor sich hin. — Nach einer Weile drehte sich der Alte wieder zu dem Tisch und sagte: „I will me ietz net verzürna! Gscheha'n ist gscheha'! Der dumm Stroech ist gmacht! Aber", setzte er mit drohend erhobenem Zeigefinger und mit entsprechend verstärktem Tone hinzu, „des roth i d'r in Guatam: loß mi so ebbes net widder höara! Denn sonst — — du kennst mi!" — Er wendete sich ab und verließ mit festen Schritten die Stube.

Der Vater war nur über das öffentliche Ärgernis entrüstet, welches Ludwig gegeben, und strafte nur dieses. Daß sein Sohn auf Annemarie ernstliche Absichten haben und um ihretwillen die Eva lassen könnte, das kam ihm gar nicht in den Sinn. Hätte er Ursache gehabt, an so etwas nur zu denken, so wäre natürlich ein ganz anderer Sturm losgebrochen.

Der Delinquent atmete auf; denn im Grunde war er noch gut weggekommen. Von der Mutter fürchtete er wenig. Er war ihr Liebling und wußte, daß Frauen solche Verirrungen des Herzens überhaupt glimpflicher aufzufassen pflegen. Er täuschte sich nicht. Während der Alte sprach, hatte die Mutter zu wiederholten malen ernsthaft mit dem Kopf genickt, dadurch ihr vollkommenes Einverständnis an den Tag legend. Als er fort war, nahmen ihre Züge einen milderen Ausdruck an, und den Sohn bei der Hand fassend begann sie: „Aber ietz sag m'r nor, Ludwig, wie ist's mögleng, daß du di so hoft vergessa' und dei'm Vater und mir so ebbes a'thoa' könna?"

Ludwig hatte seine ganzen Humor wieder. Da er noch keinen Plan

über die Zukunft gemacht hatte, nach welchem er handeln konnte, so folgte er instinktmäßig dem Trieb, sich mit seinen Eltern wieder gut zu stellen, und sagte, allerdings nicht sehr ritterlich: „Du woest ja, Muater, wie's oem got, wama lusteng ist und Bier und Wei' im Kopf hot!" — „Ja wohl" versetzte die schon halb begütigte Mutter, „aber was zviel ist, ist zviel! Die ganz Nacht mit oem Mädle ztanza, die oen nex a'got! I hätt' di wärle für gscheiter ghalta'!" — „I hab d'r ja scho' gsakt," erwiderte Ludwig, „sie tanzt so guat; und", fügte er nicht ohne schlaue Absicht hinzu, „i hab gseha', daß sie oh geara' mit mir tanzt!"

Die Angerbäuerin konnte nicht umhin, heiterer auszusehen. Sie hielt natürlich ihren Ludwig für den schönsten und geschicktesten Burschen in der ganzen Umgegend, und daß er den Mädchen so sehr gefiel, konnte ihr nichts weniger als unangenehm sein. Sie sagte daher mit dem Lächeln einer etwas eiteln Mutter: „Des glob i, daß se so a Mädle frät, wann du mit'r tanzst; aber des ist koe Entschuldigung für di!" — Eine bessere Regung machte sich in ihr geltend und sie fügte hinzu: „Die Annemarie ist zu guet dafür, daß so a junger Mensch 'n Spaß mit ihr macht. Sie ist brav und ordentlich und 's wird se gwiß a passender Ma' für se finda'. Es wär a Sünd und a Schand, wann du ihr da' Kopf verdreha' und sie ins O'glück brenga' tätst!" — „No", sagte Ludwig, „so arg wird's net weara'!" — Mit Eifer versetzte die Mutter: „I hoff's oh net! Du host dein' Vater ghöart und woest, er hält was 'r sakt! I hoff, 's ist dei' letzta' Dummheit gwesa'!" — Ruhiger setzte sie hinzu: „So, ietz gang naus zu dei'm Vater und mach'n widder guat!"

Ludwig folgte diesem Rat. Er fand Gelegenheit, seinem Vater bei einer Arbeit zu helfen, und da sie notwendig miteinander reden mußten, so stellte sich zwischen ihnen bald wieder ein äußerlich friedliches Verhältnis her. Als später dem Angerbauer noch einige Einzelheiten vom Ansing zu Ohren kamen, hatte ihn die Mutter schon durch die Versicherung beruhigt, daß es nichts als der Narrenstreich eines jungen Burschen gewesen sei, der etwas im Kopfe gehabt habe. Er verschluckte daher diese nachträglichen Pillen, so bitter sie ihm auch schmeckten. Seine Gedanken waren: „Der Mensch muß mir aus dem Haus, und das so bald als möglich! Mein Andres, das weiß ich, wird mir keine solchen Streiche machen!" Auch die Mutter faßte den Entschluß, alles zu tun, um die Heirat Ludwigs mit Eva zu beschleunigen. „Hätte der alte Narr", sagte sie in ihrem Verdruß, „den Hof abgegeben, so hätten wir diesen Ärger nicht!" Sie wollte aber nun gerade aus dem Vorgefallenen die Gründe schöpfen, die den Vater Eva's zum Nachgeben bewegen sollten.

Einige Tage vergingen, ohne daß etwas Besonderes vorfiel. Auch auf dem Dorfe pflegt der artige junge Mann die Tänzerin, die er auszeich-

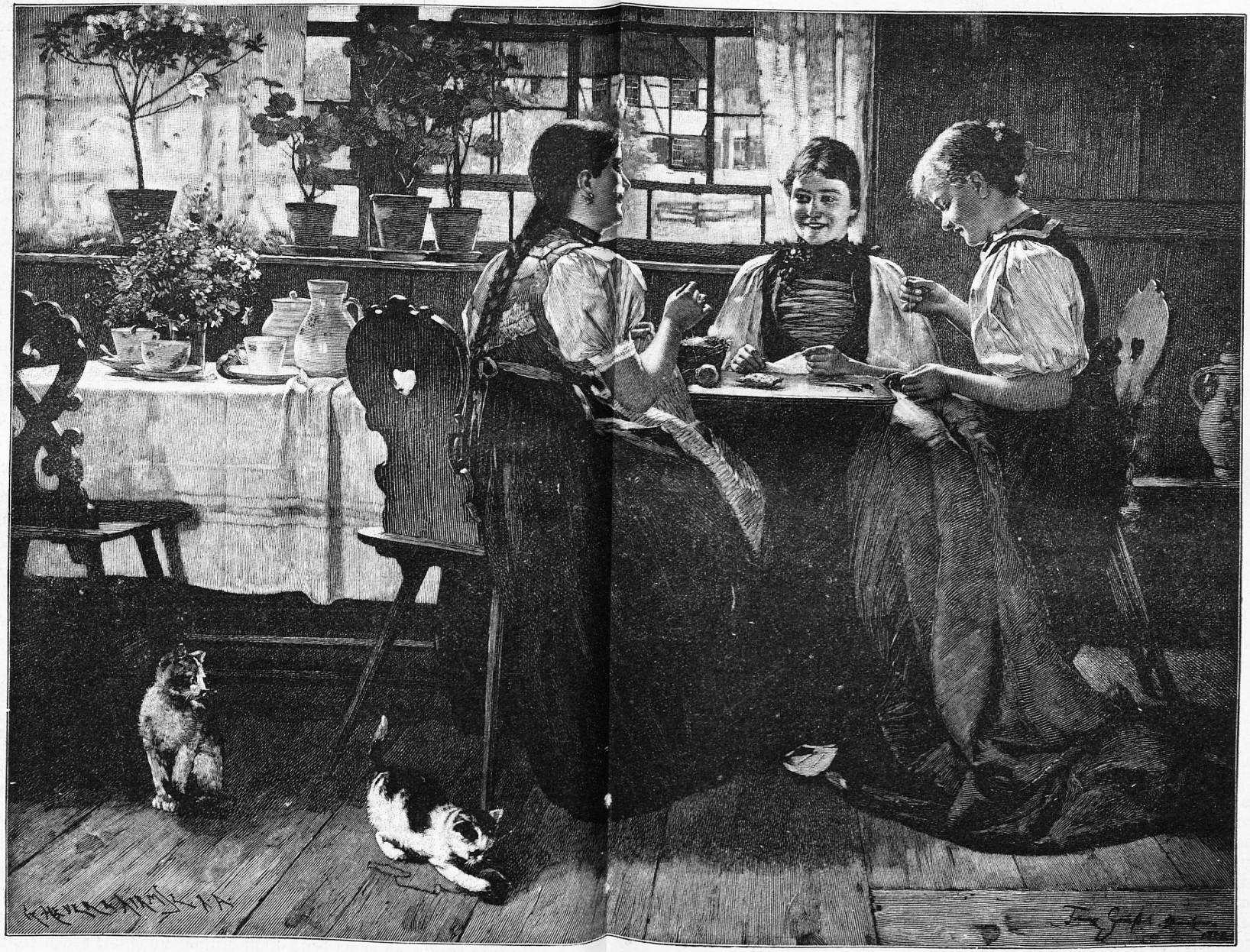
nete, den andern Tag gelegentlich zu begrüßen und sie zu fragen, wie ihr das Tanzen bekommen sei. Aber Ludwig mußte Scheu tragen, dies zu tun; auch war er nicht in der Gemütsverfassung dazu. In seinem Herzen stiegen Gedanken auf, die sich wechselseitig bekämpften, seinen Geist verwirrten und ihn zu keinem Entschluß kommen ließen.

Der guten Annemarie war sein Ausbleiben nicht so unlieb, als man denken mochte. Ihr war es ergangen wie ihm. Glückselige und bange Gefühle wechselten auch in ihrem Herzen, und die bangen überwogen zuletzt. Sie dachte an den stolzen Angerbauer, an den Unterschied des Vermögens und Standes, an das Gerede mit der Eva, und schüttelte mit betrübter Miene den Kopf. Indem die Bilder jener Nacht vor ihre Seele traten, machte sie sich Vorwürfe, zu weit gegangen zu sein. Es lastete etwas auf ihr, als ob sie eine Sünde begangen hätte; und dieses Gefühl wurde dadurch nicht gemindert, daß ein und das andere Mädchen sie mit Ludwig in einer Weise zu plagen begann, die nicht mehr von der Lust zu scherzen, sondern offenbar vom Neide eingegeben war. Selbst Regine sah bedenklich aus, als ob sie mit sich selber unzufrieden wäre, und der Vormund ließ Reden fallen von Leichtsinn und Hoffart, die zu nichts Gutem führen würden!

Es hatte den Anschein, als ob eben durch das gesprochene Wort der Traum des Glücks für immer zerstört und die innigste Annäherung der beiden Herzen auch die letzte gewesen wäre. —

Als jedoch der fünfte Tag verflossen war, konnte Ludwig seinem Verlangen, Annemarie zu sehen, nicht länger Widerstand leisten. Er ging in das Haus des Bäckers, indem er sich vornahm, diesen, der am Gärteln sein Vergnügen hatte und nach Art solcher Leute seine Liebhaberei gern weiter verbreitete, um Blumensamen zu bitten. Die Täuschung war nicht nötig, Annemarie war allein zu Hause. Nach einigem Stottern von seiner und Erröten von ihrer Seite waren die liebenden Herzen bald wieder einig. Man rühmte jene Nacht, wo es so schön gewesen sei; das damals empfundene Glück lebte wieder in ihnen auf, und die Augen bestätigten, was sich die Lippen verkündigt hatten. Die Liebe zog wieder als Herrscherin in ihre Seelen und alle entgegenstehenden Gedanken wurden daraus vertrieben. Die Reue, welche die Geängstigten gefühlt, die Vorwürfe, die sie sich gemacht — alles war vergessen. Sie freuten sich eins am andern, und es war ihnen, als ob sie gar nichts Besseres und Schöneres tun könnten.

Für diesmal konnte ihr Zusammensein nicht lange dauern. Annemarie erwartete den Bäcker und mahnte den Geliebten, sie zu verlassen. Ludwig fragte, ob er sie denn nicht einmal ungestört sehen könnte, er hätte noch so viel mit ihr zu reden. Annemarie sah ihn an; die blauen Augen baten so schön und blickten so treu auf sie her. Nach einigem Zögern er-



Bei der Arbeit. Nach dem Gemälde von F. Grässel.

widerte sie mit leiserer Stimme: „Nächsten Sonntag Nachmittag geht mein Vetter mit Regine nach Wallerstein; sie werden spät wiederkommen; in der Abendstunde, wenn's dunkel geworden ist, will ich in unserm Garten auf dich warten!“ Ludwig drückte ihr hocherfreut die Hand. Annemarie setzte hinzu: „Es ist vielleicht nicht recht, was ich tue; aber du willst es haben und es macht dir Freude.“ Was konnte Ludwig anders, als die Lippen, die so liebliche Worte gesprochen, entsprechend belohnen?

Er kam unbemerkt aus dem Hause. Wie bisher sein trübseliges, so fiel seinen Eltern jetzt sein vergnügtes Wesen auf, aber sie legten es zu ihren Gunsten aus. „Hab' ich dir's nicht gesagt?“ bemerkte die Mutter dem Alten. „So etwas geht bei jungen Leuten schnell vorüber. Sei nur ruhig, es wird noch alles recht werden!“ (Fortsetzung folgt.)

Das welke Blatt.*)

Ich habe Stunde um Stunde gelauscht,
Ich habe gelauscht bis zur dunklen Nacht;
Da hat der Sturmwind aufgerauscht
Und hat mir ein welkes Blatt gebracht.

Es kam keine Kunde, kein Brief von dir,
Die ich so lange nicht mehr geseh'n,
Und klagend sprach das Herz zu mir:
„Jetzt ist meinem Lieb ein Leid gescheh'n!“

Niklaus von der Flüe.

Infolge der häufigen Fehden und blutigen Kriege (gegen Karl den Kühnen), welche das Schweizervolk im 15. Jahrhundert ausfocht, war eine entsetzliche Verwilderung der Sitten eingetreten und zugleich eine allgemeine Unsicherheit, welche an die gegenwärtige Anarchie in Mexiko erinnert. Nach Tausenden zählende Abenteurerbanden wie die vom „torechten Leben“ durchzogen das Land und erzwangen z. B. von der Stadt Genf auf eigene Faust und unter gewalttätiger Drohung die Entrichtung einer Brandschatzungssumme, welche die Stadt den Eidgenossen aus der Zeit der Burgunderkriege noch schuldete, sowie eine klingende Entschädigung an die Teilnehmer dieses Zuges. Die gegenseitige Eifersucht zwischen Städte- und Länderkantonen und die Mißstimmung, die unter ihnen herrschte, hatte solche Ausschreitungen möglich gemacht. Die Länder fürchteten das poli-

*) Aus: Gedichte von Adolf Frey, 2. Auflage. Leipzig. H. Haessel, Verlag.